

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Elke Vesper
Die Wege der Wolkenraths

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Magie des Feuers, dachte sie. Gleichgültig, wer es entzündet hat oder was er verbrennt, Feuer besitzt eine geheimnisvolle Macht.

Hand in Hand mit ihrer Tochter sah Stella die Flammen rot und gelb und golden mit grünen und schwarzen Sprenkeln in den Nachthimmel lodern. Es war ein dramatisches Spiel aus kraftvollen Farben und wilder Bewegung, das sie unwillkürlich in seinen Bann zog.

Beim Aufwachen hatte sie noch gedacht, dass sie der dringlich ausgesprochenen Bitte ihrer Tochter, sie zu begleiten, doch nicht Folge leisten wollte, vielleicht einfach so tun, als wäre sie unpässlich geworden, ein Grund wäre ihr schon eingefallen, aber nun, da sie hier stand, wusste sie, dass es richtig war, nicht gekniffen zu haben.

Sie musste einfach hier sein und sich von der Gewalt dieses Scheiterhaufens erschüttern lassen. Feuer wandelt, dachte sie, als erinnerte sie sich an eine Gedichtzeile, Feuer transformiert, Feuer ist eine Metamorphose, was vorher etwas war, ist nachher etwas anderes. Feuer ist ein Lehrer.

Es war der 15. Mai 1933. Angela und Stella standen im Schutz des Dunkels. Und das war gut so. Die Männer, ungefähr tausend an der Zahl, sollten sie nicht sehen. Wahrscheinlich wäre den beiden Frauen nicht einmal etwas Schlimmes geschehen, wenn sie entdeckt worden wären, dort am Hamburger Kaiser-Friedrich-Ufer auf dem Weg neben dem Isebekkanal, wo sie sich an einen dicken Baumstamm lehnten, als wollten sie mit ihm verschmelzen. Die Männer, vorwiegend Studenten, krakeelten aus voller Kehle in die Nacht, dass sie alles Undeutsche dem Feuer in den Rachen würfen, und sangen inbrünstig Lieder von echtem deutschen Geist. Sie dachten nicht an Frauen, sondern waren vollauf mit dem Ritual der Metamorphose von Papier zu Asche beschäftigt. Zugleich schickten sie kampfwütiges Wollen in die Flammen, denn das Feuer sollte nicht nur Papier verbrennen, sondern eine ganze Welt, eine Welt des Geistes, eine Welt, die von Neuem träumt, sei es auf dem Theater wie Bertolt Brecht, im Roman wie Heinrich Mann, in der Zeitung

wie Kurt Tucholsky oder an den Universitäten wie Ernst Cassirer. Nichts sollte in Deutschland einen Verstand durcheinanderrütteln, alten Glauben durch neue Erkenntnisse erschüttern können. Kein Einstein und Konsorten. Und dass der Mensch sich selbst auf eine Weise anschauen müsste, dass er beunruhigend Neues über sich erfahren könnte, wie Freud es gelehrt hatte, sollte weg aus der Welt, zumindest aus der deutschen. Dass Eigentum und Macht nicht mehr betrachtet würden als gottgegeben oder schicksalsbedingt, sondern veränderbar wie die Roten es lehrten, dass Homosexualität nicht mehr eine Erbsünde wäre wie bei manchen Theaterautoren oder dass die höhere Gesellschaft in ihren niederen Beweggründen analysiert würde wie bei Heinrich Mann, all das und mehr sollte den Flammen zum Opfer fallen.

Ein deutscher Geist denkt nicht gern, dachte Stella spöttisch. Lieber handelt eine deutsche Faust.

Angelas Hand krampfte sich um Stellas, die den Schmerz willkommen hieß und irgendwie beruhigend empfand. Was dort verbrannt wurde, während die uniformierten Männer immer wilder sangen, doch unbeirrbar wie mit einer Stimme, diszipliniert und mit Regel und Einsatz, das war sie selbst. Das waren ihre Lieder, ihre Revuen, ihre Gedichte, ihre Hoffnungen. Das war ihre Zukunft. Das war ihre Liebe.

Dort auf dem Scheiterhaufen verbrannte ihre Schwester Lysbeth, die seit zwei Monaten einen jüdischen Nachnamen hatte und nun keinen Pfennig mehr von der Familie ihres wegen Untreue schuldig geschiedenen Gatten Maximilian von Schnell erhielt. Dort verbrannte Lysbeths Mann, Dr. Aaron Bleibtreu. Dort verbrannte Anthony, der Mann, den Stella liebte und dessen Bücher nur deshalb nicht auf den Scheiterhaufen geworfen wurden, weil sie nicht ins Deutsche übersetzt waren. Dort verbrannte die Freiheit, im Haus der Familie Wolkenrath in der Kippingstraße sagen zu können, was man dachte.

Und wer aus den Flammen groß aufstieg wie der Geist aus der Flasche war Jonny Maukesch, ihr Mann. Nur er konnte fortan das nackte Leben retten. Das Leben von Stellas Familie. Nicht ihre Würde, nicht ihre Hoffnungen, nicht ihre Seelen, aber ihr Überleben. Stumm, gedemütigt, versteckt, aber nicht tot.

»Angela, du musst damit aufhören«, flüsterte sie.

Sie musste den Schrei mit aller Kraft unterdrücken, der aus ihrer

Brust herausbrechen wollte. Selbst den Schluchzer stopfte sie in die Kehle zurück. Ihre Augen blieben trocken. Auch in ihr loderte Feuer und verbrannte zu Asche, was dort gehegt und gepflegt, gewachsen und geformt worden war, ebenso wie die Tausende von Büchern, an deren Umschlägen die Flammen leckten wie zärtliche Liebhaber, sie umschlangen und anknabberten, bis sie mit ihnen verschmolzen und sie auflösten und wandelten.

Angela lachte böse auf. Sie warf trotzig ihren Kopf herum und zischte: »Ich? Aufhören? Kuschen? Niemals!«

Nun war es an Stella, die Hand ihrer Tochter zu drücken, bis diese einen leisen Schmerzenslaut von sich gab. Angelas Worte hatten sie ernüchtert. Sie wusste, dass dies die Wahrheit war: Angela war nicht bereit, mit ihrem Leben zu bezahlen, um zu überleben. Angela war nicht bereit, mit ihrer Würde, ihren Hoffnungen, ihrer Persönlichkeit zu zahlen, nur um weiterzuleben. Eher würde sie sterben.

Stella schauderte. Die Kälte der Mainacht kroch durch ihren Sommermantel hindurch.

Die Männer dort am Feuer trugen Uniformen, und ihre von den Flammen angestrahlten Gesichter leuchteten fiebrig rot, erhitzt durch Machtrausch, Begeisterung und Feuer. Kalt vor Hass und Ekel betrachtete Stella einen nach dem andern. Die Gesichter, die Rücken, den Triumph, die Erregung, die feiste Freude um die singend aufgerissenen Mäuler, die breitbeinige Haltung, die vorgestreckten Nacken.

Ja, sie wusste es: Sie würde Angela nicht vor ihnen schützen können. Wenn diese Männer Stellas Tochter zwischen ihre Finger bekämen, würden sie sie ebenso verbrennen, wie sie es dort mit den Büchern taten. Die alten germanischen Riten, Sonnenwendfeiern und all der übrige Kram, erstanden auf, seit Hitler von Hindenburg als Reichskanzler eingesetzt worden war und erst recht, seit die Deutschen ihn in »freien« Wahlen zu ihrem Führer erkoren hatten. Ebenso wenig würde Stella ihre Schwester Lysbeth schützen können. Lysbeth war genauso unbeugsam wie Angela. Sie würde weiter ihre Patienten behandeln, und wenn die Nazis noch so sehr zum Boykott von jüdischen Ärzten aufriefen und die Patienten sogar daran hinderten, in Aarons Praxis zu gehen. Stella würde die Tante nicht schützen können, die weiterhin ihrem Abscheu gegen die braunen Barbaren lauthals Ausdruck verleihen würde. Und eben auch ihre Tochter Angela nicht, die vor ein paar Ta-

gen in Hamburg aufgekreuzt war, eine vollkommen veränderte Frau, nicht mehr schwarzhaarig, sondern blond, die Haare über den Ohren zu Schnecken gerollt und bieder gekleidet. »Ich bin Jennifer Hudson«, hatte sie zur Begrüßung gesagt und Stella in der Tür förmlich die Hand entgegengestreckt. Sie sprach mit englischem Akzent, immer, selbst wenn sie mit Stella allein war.

»Lass uns gehen«, sagte Stella und umschlang die Schulter ihrer Tochter, die sich widerstrebend vom Baum löste und fortführen ließ. Bis zur Hoheluftchaussee schob Stella ihre Tochter. Dort umarmte Angela die Mutter und raunte in ihr Ohr: »Du musst mitmachen. Du musst einfach.«

Jetzt erst löste sich etwas in Stella, und sie begann zu weinen. Sie hielt sich an Angela fest und schluchzte: »Aber wie denn? Ich muss doch auf dich aufpassen.«

Zwei Wochen später, Ende Mai, es war ein schöner milder Tag, saßen vier Frauen aus drei Generationen der Familie Wolkenrath in Lysbeths und Aarons Zimmer im Erdgeschoss der Villa in der Kippingstraße, von wo sie in den Garten blicken konnten, in dem der Flieder gerade ausgeblüht hatte und der Rhododendron dicke Knospen trug. Auf dem Rasen tollten die beiden jüngsten Windhunde herum. Sie waren etwas mehr als ein Jahr alt, schmale Tiere auf hohen Beinen, denen aber jetzt schon anzusehen war, dass sie bald Preise in der Windhundschau erringen würden ebenso wie die vier übrigen Tiere derselben Rasse, die um die vier Frauen herumlagen und eine friedliche Atmosphäre verbreiteten. Die Tiere, die Eckhardt züchtete, seit sein früherer Liebhaber Askan von Modersen ihm dies als verbindende Tätigkeit vorgeschlagen hatte, waren besonders elegant im Wuchs. Die beiden Rüden waren für die Rasse ungewöhnlich kräftig, die Weibchen erinnerten an Rehe. Die Hunde gehörten zum Leben in der Wolkenrath-Villa hinzu wie die Menschen. Und sie ahnten Stimmungen und Gefühle stärker als jene. Sie waren ausgelassen, wenn die Menschen fröhlich waren, wenn es Streit gab, legten sie sich ruhig auf den Boden, als wollten sie ein gutes Beispiel geben, wenn einer weinte, sprangen sie an ihm hoch, um zu trösten.

Die vier Frauen hatten die Fenster verschlossen, ebenso die Türen. Keiner sollte hören, was sie sprachen.

Angela war mit ihren einundzwanzig Jahren die Jüngste. Ihre Mutter Stella wirkte mit ihren fünfunddreißig Jahren weitaus älter und reifer, und man nahm ihr die Mutterschaft über Angela ab, obwohl sie nur vierzehn Jahre älter war. Stella war in den letzten Monaten gealtert. Das Leben in der Falle passte nicht zu ihr. Stella wollte freiwillig handeln, lieben und den Mann verlassen, für den ihr Herz sich geschlossen hatte. In ihrem Ehegefängnis riss sie ständig gedanklich an ihren Ketten, das strengte sie an und machte sie alt. Auch Lysbeth, ihre ältere Schwester, die während der vergangenen Jahre nach ihrer Scheidung von Graf Maximilian von Schnell, seit ihrem heimlichen Medizinstudium und ihrer Liebe zu Aaron eine bemerkenswerte Wandlung von einer ältlichen gouvernantenhaften Bohnenstange zu einer weichen liebreizenden jungen Frau durchgemacht hatte, war seit dem Machtantritt der Nazis am 30. Januar 1933 um Jahre gealtert. Nur die Tante, über hundert Jahre alt, wirkte merkwürdig ungerührt und frisch.

»Kinder«, sagte sie energisch, während sie den nach herbstlicher Wehmut duftenden englischen Tee in die Tassen goss, »jetzt macht mal nicht solche miesepetrigen Mienen. Glaubt mir, der Hitler verschwindet ebenso wie Bismarck, wie der Kaiser, wie Ludendorff und das ganze andere Gesocks. Wer bleibt, sind wir.«

Sie lächelte Angela an. »Wenn eine von uns geht, gibt es schon die Nächste. Und wir werden immer besser, von Generation zu Generation.«

Angela lachte nervös. »Tantchen«, widersprach sie vehement, »wer könnte besser sein als du? Aber darum geht es gar nicht ...«

»Papperlapapp«, schnaubte die Tante. »Ich weiß, wovon ich spreche. Stellas und Lysbeths Großmutter, deine Urgroßmutter also, die ihr ja leider alle nicht kennengelernt habt, die war genauso eine Ausnahmeschönheit wie du und wie Stella.«

Sie nickte liebevoll zu Lysbeth, und alle verstanden, dass sie Lysbeth nicht beleidigen wollte, aber ihr die Ehrlichkeit gebot, zwischen einer Schönheit wie Lysbeths, die mit den Jahren und vor allem mit dem Liebesglück gewachsen war, und dieser Schönheit, die sowohl Stella als auch Angela bereits in die Wiege gelegt bekommen hatten, zu unterscheiden. Wobei selbst Angela erkennen konnte, dass ihre Mutter wirklich eine Ausnahme war. Stella war einfach schön, egal, wie schlecht sie aussah, egal, wie erschöpft, traurig oder resigniert sie war.

»Deine Urgroßmutter, liebe Angela, war wie Stella und wie du. Aber sie konnte nicht zur Schule gehen, nicht studieren, nicht frei über ihr Leben verfügen. Oder nehmen wir mich und Lysbeth. Ich musste mich noch zwischen einem Leben als Frau und einem als Heilerin entscheiden. Lysbeth darf bereits beides.«

Die Tante lächelte. »Und wie gut ihr das bekommt.«

Stella hob die Teetasse und sagte: »Mama wird nicht ewig weg sein, lasst uns reden, solange Zeit ist.«

Lysbeth nickte zustimmend. Es war auf ihre Initiative zurückgegangen, dass dieses Treffen ohne ihre Mutter stattfand. Käthe hatte seit einiger Zeit ein schwaches Herz, und Lysbeth wollte sie auf keinen Fall noch mehr belasten. Käthe hatte schon genug Sorgen: Ihr jüngster Sohn Johann war ein fanatischer Nazi, Mitglied der NSDAP und der SA, der seine Frau Sophie am laufenden Band schwängerte – neuerdings mit dem Schlachtruf »für den Führer«. Ihr Sohn Dritter, der eigentlich wie sein Vater und sein Großvater Alexander hieß, aber als dritter Alexander zur besseren Unterscheidung kurzerhand Dritter genannt wurde, hatte sich seit kurzem der Swing-Jugend angeschlossen, die aber von den Nazis als undeutsch verfemt wurde. Ihr ältester Sohn Eckhardt hatte seit der Machtergreifung der Braunen eine ganz eigenartige Wandlung zum Oberaufpasser über die Einhaltung aller Regeln durchgemacht. Ihre Tochter Lysbeth hatte im Schnellverfahren einen Juden gehehlicht und ihre Enkelin Angela, die sich in Jennifer Hudson verwandelt hatte, war mit Robert, einem Kommunisten, verlobt. All das belastete Käthe sehr. Dem wollte Lysbeth nicht noch mehr hinzufügen. Und dieses Gespräch würde Käthe sehr besorgen, so viel war sicher.

Angela blickte alle Frauen der Reihe nach flammend an, so flammend, dass die Tante ihr krächzendes Lachen ausstieß und Stella und Lysbeth unwillkürlich lächelten.

»Ihr müsst mitmachen«, stieß sie hervor. »Als Hitler von Hindenburg eingesetzt wurde, hat die KPD angeboten, zum Generalstreik aufzurufen. Das haben SPD und Gewerkschaftsbund abgelehnt. Seitdem sind in Berlin und Hamburg, überall, Genossen wie Schwerverbrecher in die Gefängnisse geworfen worden, und wenn sie zurückkommen, erkennt man sie kaum wieder. Unsere Zellen sind entsetzlich dezimiert. Wir müssen den Nazis das Handwerk legen!«

Die Tante schüttelte ihren Kopf, plötzlich sah sie aus wie eine senile

Greisin, aber dann blickte sie Stellas Tochter an, so klar, dass der Verstand in ihrem alten Schädel unübersehbar war: »Mein Kind, du wirst Hitler und seinen Jüngern nicht das Handwerk legen. Du nicht, und wir auch nicht. Irgendwann wird er selbst es tun. Wer zu hoch hinaus will, fällt irgendwann tief. Hitler belügt sich selbst, und er belügt alle andern. Komischerweise glauben sie ihm, diesem Schmierenkomödiant, das ist wirklich eigenartig, aber deine Zellen, wie du das nennst, die sind machtlos, so viel steht fest.«

Angela schnaubte empört. Stella nickte. Lysbeth erhob Einspruch: »Aber wir können doch nicht einfach zusehen, wie alles zerstört wird, was uns wertvoll ist. Wir müssen etwas tun!«

»Wir tun etwas!«, rief Angela. »Zum 1. Mai haben wir ein Flugblatt verfasst, dass die Arbeiter sich nicht an der Nazi-Feier beteiligen sollen.«

»Und?«, fragte die Tante schnippisch. »Hat es etwas genützt?«

Angela holte tief Luft, wollte gerade zu einem Redeschwall ansetzen, da schnitt Lysbeth ihr das Wort ab. Interessiert fragte sie: »Wie macht ihr das mit den Flugblättern? Das ist doch entsetzlich gefährlich.«

Angela schluckte. »Es gibt überall welche, die helfen«, sagte sie leise. »Bei uns um die Ecke ist ein Blumenhändler, der hat uns angeboten, die Flugblätter bei ihm im Keller abzuziehen.«

»Aber woher bekommt ihr die Wachsmatrizen?«, fragte Lysbeth sachlich weiter.

Angela wurde unruhig, ihr Blick huschte von Lysbeth zu Stella. Die Tante lachte ihr altes krächzendes Krähenlachen. Die Köpfe der jungen Frauen flogen zu ihr herum. »Angela denkt, du wärst vielleicht ein Spitzel«, sagte sie trocken zu Lysbeth. »Ich sehe förmlich, wie es in ihrem Kopf rattert. Gleich denkt sie, wir drei sind Spitzel, und erwartet, dass die Tür aufgeht und die Gestapo erscheint.«

Lysbeth blickte ungläubig auf die junge Frau, die sie liebte wie eine eigene Tochter. Angela war während der Worte der Tante errötet. Stella beugte sich vor und betrachtete ihre Tochter forschend. »Das glaubst du nicht wirklich?«, fragte sie hart.

In Angelas Augen traten Tränen. »Ihr wisst nicht, was los ist«, stieß sie hervor. Die Genossen haben sich schon eine Weile auf die Illegalität vorbereitet. Robert ist sofort am Tag nach Hitlers Ernennung in den Untergrund gegangen. Mich haben sie ein paar Tage später geholt und

verhört ...« Sie spuckte das Wort den drei Frauen geradezu ins Gesicht. Alle drei hielten den Atem an. Jede von ihnen wusste aus unterschiedlichen Quellen, wie diese »Verhöre« vonstatten gingen. Lysbeth hatte Männer medizinisch versorgt, die danach freigelassen worden waren. Sie hatte Schreckliches von anderen gehört, weil unter den Arbeiterfamilien in Eimsbüttel die Nachrichten unter der Hand weitergegeben wurden, wenn einer etwas erfuhr. Anfangs hatte sie es nicht glauben wollen, aber seit Februar brachen die Verhaftungen, Verhöre und Todesfälle zuerst von Kommunisten, dann auch von Sozialdemokraten und Gewerkschaftern nicht mehr ab. Jetzt im Mai, nach all den Verboten, den Einschüchterungen, den Einkerkierungen wusste jeder, dass es lebensgefährlich war, irgendetwas mit Kommunisten zu tun zu haben.

Stella kannte die andere Seite. Die Worte, die auf den vornehmen Gesellschaften und Festen bei Edith von Warnecke, ihrer Schwiegermutter, fielen. Die Worte, die Jonny von sich gab. Die Härte und Entschiedenheit, mit der alles fortgeschafft werden sollte, das die Republik symbolisierte. Allen voran die Roten.

Die Tante verstand etwas von Menschen, von Macht, von Gewalt und von Angst. Von Intelligenz und von Dummheit. Und sie wusste, dass der Spruch: »Wer Hitler wählt, wählt den Krieg«, in viel weiterem Sinne galt, als die Kommunisten ihn gemeint hatten. Hitler führte bereits Krieg. Und Goebbels und Göring und seine übrigen Schergen ebenfalls. Zu diesem Krieg gehörte die Dämonisierung des Feindes. Die scheinbarweise Beseitigung all derer, die sich möglicherweise gegen Hitler stellen konnten, und das Abschließen von Bündnissen mit denjenigen, die erst später ausgeschaltet werden sollten. Hitler und seine Leute waren schlaue kriegsführende Strategen. Sie wussten sehr wohl, dass diejenigen, die ihre Ziele nicht teilten, in der Übermacht waren. Aber Gegner, die einander bekriegen, stellen keine Übermacht mehr dar. Die Kommunisten waren diejenigen, die die Gefahr des Nationalsozialismus als Erste erkannt und benannt hatten. Sie waren diejenigen, die kämpfen wollten. Niemand sonst. Sie mussten als Erste fortgeschafft, am besten getötet werden. Die Tante hatte alle Dokumente, die sie über Hitler und die Seinen in die Finger bekommen konnte, seit Jahren ebenso aufmerksam verfolgt wie Lysbeth. Sie wusste, dass Hitler Deutschland auch von Juden »säubern« wollte, aber sie wusste ebenso,

dass die Juden jetzt noch nicht dran waren. Noch gehörten sie zu sehr zum allgemeinen Leben dazu. Noch hatten sie zu viel Einfluss, nicht nur in Deutschland, auch in der Welt. Zuerst einmal mussten sie isoliert werden. Davor jedoch mussten alle anderen beseitigt werden, die in der Lage waren, sich Hitler mit der Waffe in der Hand entgegenzustellen. Die Tante war sich auch bewusst, dass Hitler es eilig damit hatte, jedes freie kritische Denken zu unterbinden, weil seine Versprechen sich bald als hohle Phrasen entpuppen würden. Und wenn dann ein einziger kritischer Geist rief: »Der Kaiser trägt gar keine Kleider«, würde Hitler schnell als der entlarvt werden, der er war: ein ungebildeter, unreifer, politisch unerfahrener, menschlich unsicherer Gernegroß, dessen Griff nach der Macht ebenso krank war wie seine Angst vor Vernichtung.

Zudem kannte die Tante die Verbohrtheit all derjenigen, die von Hitler das Heil erhofften. Sie glaubten, nun würde wieder hart durchgegriffen und die Wirren der Weimarer Republik hätten endlich ein Ende. Die Schmach, die Verlierer des Krieges zu sein, die wirtschaftliche Not, die irritierende Freiheit und die Wirren der Republik, all das könnte durch den Heiland Hitler ein Ende finden. Endlich wieder eine Obrigkeit! Und diese Obrigkeit hatte sich so stilisiert, dass die Verehrung religiöse Züge trug. Nicht nur, dass Hitler seine Reden mit »Amen« oder sonstigen religiösen Phrasen beendete, die Menschen huldigten ihm wie einem Übermenschen. Ja, so hatte Luise Solmitz, die Nachbarin in der Kippingstraße, gerade vor ein paar Wochen gesagt: »Hitler ist ein Übermensch.«

Die Tante wusste, dass in diesem neuen deutschen Staat im Grunde Kriegsrecht herrschte. Im Krieg erschoss man seine Feinde bestenfalls, schlimmstenfalls ließ man den ganzen Hass, die Wut und all die verquälten Herrschaftsphantasien des bislang Geduckten an ihnen aus. Johann gehörte seit ihrer Gründung zur SA, die neuerdings der Polizei angeschlossen war. Endlich hatte er wieder Arbeit und Brot. Die Tante konnte sich vorstellen, was er mit Kommunisten anstellte, die er im Morgengrauen aus ihren Wohnungen trieb. Ihr Blick tastete Angelas Gestalt ab. Hatte sie irgendeinen bleibenden Schaden davongetragen? Angela trug die blonden Haare in der Mitte gescheitelt, zu Zöpfen geflochten und über den Ohren zu einer Schnecke gerollt, so wie es der »Führer« gerne hatte. Aber wie sahen ihre Ohren darunter aus? Angelas Hände lagen jung und unversehrt in ihrem Schoß.

Der Blick der Tante kreuzte sich mit dem von Lysbeth. Beide dachten in diesem Augenblick das Gleiche. Was haben sie ihr angetan?

»Ich hatte unverschämtes Glück«, bemerkte Angela da trocken. »Am Tag vorher habe ich einen falschen Ausweis bekommen. Ich soll Kontakt mit englischen Genossen halten, sie haben mir einen englischen Ausweis besorgt. Seitdem bin ich Jennifer Hudson. Der Polizist, der mich auf der Wache in Empfang nahm, war durch die ›Verwechslung‹ der gesuchten Verlobten von Robert mit Jennifer Hudson vollkommen durcheinandergebracht. Ich habe auf Englisch geschimpft, dass man mich bei einer Bekannten meiner Eltern, Gabriele Schwarz, aus dem Bett geholt hat – Gabriele und ich wohnen wirklich zusammen, seit Robert im Untergrund verschwunden ist –, und ich habe protestiert, Robert und diese Angela seien mir noch nie begegnet. Da hat er mich wirklich und wahrhaftig laufen lassen.«

»Ja, die Engländer sind unsere großen Freunde«, sagte Lysbeth bitter. Stella wies sie zurecht: »Willst du dich jetzt gefälligst freuen. Das ist doch prima gelaufen.«

»Seitdem lebe ich unter falscher Identität. Robert und ich wissen nichts voneinander. Alle Kontakte zwischen mir und den Genossen gehen über einen geheimen Briefkasten.«

»Welche Nachrichten?«, fragte die Tante.

Angela sah sie kühl an. »Die Nachrichten, die ich von England mitbringe, und diejenigen, die ich dorthin bringen soll. Zum Beispiel die über die Aufrüstung, die hier läuft.«

»Aufrüstung?« Stella riss die Augen auf.

»Was denkst du denn?«, fragte Angela wütend zurück. »Dass Hitler sich Tag und Nacht damit beschäftigt, wie er Deutschland den Frieden bringen kann?«

»Aber wenn er Krieg führen will«, sagte Lysbeth nachdenklich, »warum ist er dann so gut Freund mit England? Und warum kümmern sich seine Leute dann so inbrünstig darum, Juden zu quälen? Diese Juden sind doch oft Soldaten gewesen.«

Sie erinnerte die anderen daran, wie sich der Geschäftsinhaber vom *Kaufhaus Bucky* am 1. April, dem Boykotttag gegen die Juden, mit seinem Eisernen Kreuz, Auszeichnung 1. Güte, vor die Tür seines Kaufhauses gestellt hatte.

»Ja«, stimmte Stella trotz des bedrückenden Gesprächs in plötzlicher

Fröhlichkeit zu, »und erinnert ihr euch noch, wie Max Haack am Neuen Steinwall jedem Kunden zehn Prozent Rabatt und einen Luftballon gegeben hat, und alle kamen und kauften? Zu der Zeit gab es noch mehr Kommunisten und Sozis, es wimmelte von Kunden bei ihm, und der beschlossene Boykott verwandelte sich vor seinem Laden fast in ein Volksfest. Und mein guter Jonny, wie schrecklich fand er es, dass die Hafenarbeiter auf der ganzen Welt, vor allem in Nordafrika, sich weigerten, deutsche Schiffe zu entladen.«

»Sie haben die jüdische Gemeinde gezwungen, nach Casablanca zu telegraphieren, in Deutschland würde kein Jude verfolgt«, lächelte nun auch Lysbeth.

»Ja, sie haben Angst vor der Reaktion in der Welt. Auf den Judenboykott könnte ein Deutschlandboykott folgen, das wäre schlecht für Hitlers Pläne«, äußerte die Tante.

»Ich verstehe das sowieso nicht«, bemerkte Lysbeth bedrückt. »Hitler hat gesagt, er will die Arbeitslosigkeit beseitigen, er will für wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland sorgen, aber der Außenhandel, der Export ist doch eine wichtige wirtschaftliche Größe. Überall auf der Welt gibt es jüdische Geschäftsleute. Hitler glaubt doch nicht, dass er die Juden hier verfolgen und mit denen in der Welt Handel treiben kann.«

Stella und die Tante blickten sie mitleidig an. Natürlich, Lysbeth litt. Und sie war diejenige von ihnen, die wirklich Grund zum Leiden hatte. Was ihr wertvoll war, die gemeinsame Arbeit mit Aaron, und überhaupt Aaron, ihr Allerliebster, das war so gefährdet, dass die Frage bestand, ob sie Deutschland vielleicht lieber verlassen sollten. Sie alle hatten die *Boxheimer Dokumente* gelesen und auch *Mein Kampf*, sie wussten, worauf sie sich bei den Nazis einzustellen hatten, Hitler hatte in seinen Schriften kein Blatt vor den Mund genommen. Er wollte die Juden ausrotten, das hatte er angekündigt. Aaron war Jude.

»Meine Güte, Kinder«, sagte die Tante etwas ungeduldig, »wir sind uns doch einig, oder? Hitler gehört vom Tisch. Aber wir sind auch nicht dumm, oder? Wir haben es mit der ganzen Garde zu tun, nicht nur mit solch armen Würstchen wie Johann, der einfach nicht verkräftet, dass er dem Weltkrieg nicht die entscheidende Wendung zum Sieg verpassen konnte.« Stella und Lysbeth blickten betreten vor sich hin. Johann war immerhin ihr Bruder, und es war nicht angenehm, einen solchen

Bruder zu haben. Es war noch nie angenehm gewesen, denn Johann verfügte schlichtweg über gar nichts, was einen Menschen angenehm machen konnte. Er besaß keinen Charme wie Dritter, dem man alles verzieh, wenn er einen mit seinem Schwerenöterblick anschaute, wenn er den Arm um einen legte und sagte: »Schwesterchen, lass uns tanzen.« Er besaß auch nicht die geheimnisvolle Tragik von Eckhardt, der einmal, und das war lange her, weil er damals sehr jung gewesen war, anrührende Worte in schönen Sätzen von sich geben konnte, und der selbst heute noch weitaus geschickter sprechen und schneller denken konnte als sein jüngerer Bruder Johann, obwohl ihm im Krieg ein Kopfschuss und die Nacht, die er halbtot im Schützengraben gelegen hatte, den Verstand fast geraubt hatte. Johann war nicht schön wie Stella, und er war auch kein Künstler wie sie. Er war nicht mutig wie Lysbeth, und er verfügte über keine besonderen Gaben wie sie. Er war nicht eigenwillig wie seine Mutter Käthe. Und auch nicht leichtsinnig wie sein Vater Alexander. Er war einfach nur klein und unscheinbar und mittelmäßig und erfolglos. Aber er war gierig. Er war über die Maßen gierig nach all dem, was er nicht hatte, seinen Geschwistern aber neidete. Er wollte mächtig und mutig und bedrohlich und stark und erfolgreich und etwas ganz besonders Glanzvolles sein. Denn das war er auf gar keinen Fall: Er besaß keinen Glanz, im Gegenteil, es war, als verschluckte er Glanz, als würden Menschen, die vorher gegläntzt hatten, in seiner Gegenwart grau und geradezu durchsichtig.

Johann also war ein Bruder, für den sich Stella und Lysbeth schämten, und irgendwie warfen sie sich auch im Stillen jede für sich vor, dass sie vielleicht Schuld trügen an der ganzen Entwicklung, weil sie diesen Bruder noch nie gemocht hatten. Er hatte Lysbeth bei der Mutter verpetzt, wenn sie mit ihrer überbordenden traumgenährten Phantasie Theaterstücke mit den Geschwistern inszeniert hatte, die verstörend unkindlich gewesen waren. Er hatte Stella schon sehr früh eine undeutliche Nutte geschimpft und von ihr verlangt, sich wie eine anständige deutsche Frau zu kleiden und zu verhalten.

Zudem wussten beide Schwestern, dass sie sich seiner Frau Sophie gegenüber nicht besonders loyal verhielten, nun, sie verhielten sich gar nicht, sie taten einfach so, als gäbe es Sophie nicht. Und Sophie mied die Kippingstraße, als könnte sie sich dort mit der Pest infizieren. Sie hatte inzwischen sechs Kinder geboren, und Stella und Lysbeth hat-

ten noch nicht ein einziges davon gesehen. Allein Käthe besuchte Sophie regelmäßig in der kleinen Wohnung in Altona und kam jedes Mal mit einem so stillen traurigen Ausdruck im Gesicht zurück, dass Stella zornig zu Lysbeth sagte: »Es bricht ihr das Herz, kann man nichts dagegen tun?« Und Lysbeth antwortete stets mit dem gleichen Satz: »Mutters Herz ist schon gebrochen, wir müssen nur aufpassen, dass sie nicht daran stirbt.«

Lysbeth war die Wächterin des Herzens ihrer Mutter geworden. Sie gab ihr regelmäßig homöopathische Mittel, sie führte sie zum Spaziergehen aus, wenn es ihr zeitlich nur irgend möglich war. Sie hatte ihr den Kaffee verboten, aber daran hielt Käthe sich nicht. Und sie hatte von ihr verlangt, dass sie unbedingt ihr Herz von einem Internisten oder aber auch von Aaron untersuchen lassen sollte. Zu einem Internisten war Käthe nicht gegangen, von Aaron hatte sie Blutdruck und Herztöne überprüfen lassen, die sich als vollkommen in Ordnung erwiesen hatten. Aaron hatte ihr Blut abgenommen und es in einem Labor untersuchen lassen. Die Ergebnisse gaben keinen Anlass zur Sorge. Lysbeth wusste trotzdem, dass Käthes Herz nicht in Ordnung war. Und Stella wusste es auch. Von der Tante ganz zu schweigen, die aber kein Wort darüber verlor, sondern Käthe nur regelmäßig von ihrem Herzwein zu trinken gab. Bereits nach einem Gläschen dieses Weines wurde Käthe heiter, und ihr stilles Gesicht begann wieder zu sprechen.

Also schonten sie Käthe, so gut sie konnten.

Lysbeth und Stella fühlten sich schuldig, wenn von Johann die Rede war, Angela aber hasste ihn. Sie kannte ihn nicht einmal, die ganze Familie Wolkenrath tat ihr Bestes, um eine Begegnung von Angela und Johann zu verhindern, und so waren sie einander auch noch nie über den Weg gelaufen. Aber Angela wusste, dass er Mitglied der SA war, ein Nazi der ersten Stunde und von einer fanatischen Hörigkeit für seinen »Führer«.

Sie hasste ihn, wie sie alles Nationalsozialistische hasste. Zu Anfang hatte eine politische Einsicht gestanden. Sie hatte begonnen, politisch zu denken, weil Robert, ihr Liebster, sie zu kommunistischen Versammlungen mitgenommen hatte, auf denen Sachen gesagt wurden, die ihr einleuchteten. Dass es die Arbeiter waren, die den Wert schufen, und die Kapitalisten, die davon profitierten. Dass, wer arbei-

tet, auch den Gewinn davon haben sollte. Dass die Kapitalisten die Arbeiter ausbeuteten.

Ja, damit konnte sie einverstanden sein. Und dass die Arbeiter international zusammenhalten sollten und sich nicht durch irgendwelche dummen Kriegsparolen auseinanderdividieren und in Kriege schicken lassen sollten, wo sie auf der einen wie auf der anderen Seite wie die Fliegen starben, während die Rüstungsbonzes das Geld einsteckten, das konnte sie verstehen. Dem konnte sie sich anschließen. Aber ihr Herz war anfangs nur insofern beteiligt gewesen, als sie Robert liebte.

Seit sie allerdings auf Demonstrationen in Berlin erlebt hatte, wie die damals sozialdemokratisch regierte Polizei gegen Kommunisten vorgeht, und es ihr selbst wehgetan hatte, körperlich, und seit sie nach dem Machtantritt der Nazis erlebt hatte, wie diese Männer, die Angela als sympathische kluge Genossen kannte, sich in fünf Tagen Untersuchungshaft in schlotternde verklumpte Bündel Angst verwandelt hatten, hasste Angela.

Sie hasste die Männer, die ihren Robert vielleicht zusammenschlagen, vielleicht töten würden. Die all das, was ihr klug vorgekommen war, verboten hatten. Zudem hasste sie die Sozialdemokraten, die ihrer Meinung nach den Nazis überhaupt erst geholfen hatten, an die Macht zu kommen.

Angela brannte vor Wut, vor Hass und vor Begeisterung. Ja, vor Begeisterung. Sie war nämlich überhaupt nicht der Auffassung, dass nichts zu machen war. Ganz im Gegenteil, sie war der Meinung, dass jetzt die Kommunisten und die Juden und die Zigeuner und diejenigen unter den Sozialdemokraten, die keine Duckmäuser waren, und die Gewerkschafter, die nicht korrumpiert waren, sich verbünden und die Nazis gemeinsam zum Teufel schicken sollten. »Verdammt«, sagte sie, »Kommunisten und Sozialdemokraten haben zusammen mehr Stimmen als Hitler bekommen. Verdammt, es gibt so viele Juden in diesem Land, die sind reich, die haben Einfluss, das sind Ärzte, Anwälte, Professoren, die haben Geld und Ansehen, wenn die mit den Arbeitern gemeinsam gehen und mit all denen, die gegen die Nazis sind, haben wir die an einem Tag weggewischt.«

Angela war alles andere als bitter und resigniert. Sie hasste und sie liebte. Beides mit Leidenschaft. Aber es musste gehandelt werden. Das duldeten keinen Aufschub. Davon war sie überzeugt.